basler stadtbuch cms
Christoph Merian Stiftung

Dr. med. Henry Detwiller von Langenbruck in Easton Pa. U.S.A

Autor(en): Hans Fichter

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1933

https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/2f23e642-dde7-4a5b-9f28-9ba5c334fa7d

Nutzungsbedingungen
Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform baslerstadtbuch.ch ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.
http://www.cms-basel.ch
https://www.baslerstadtbuch.ch

Dr. med. Henry Detwiller von Langenbruck
in Easton Pa. U. S. A.

Der Onkel in Amerika.

Von Hans Fichter.

(Schluß.)

(Siehe Jahrbuch 1932.)

Neben seiner ausgedehnten ärztlichen Tätigkeit trieb H. D. praktische Botanik und legte eine Pflanzensammlung an, die aber in seinem begrenzten Bereich und bei seinen Berufsgeschäften bloß etwa 700 Spezies (1832 2000 Spezies) enthielt. Anfänglich beschäftigte er sich auch mit andern Gebieten der Natur, konnte aber wegen der sparsam erübrigten Zeit trotz reicher Ausbeute diese Arbeit nur lässig betreiben und mußte sie später ganz aufgeben. Ein Ertrag dieser Sammlertätigkeit waren laut Auskunft der Naturforschenden Gesellschaft in Basel, deren korrespondierendes Mitglied er seit 1836 bis 1873 nachweisbar war, Geschenke an die naturwissenschaftlichen Anstalten in Basel, eine Sammlung von ca. 125 Arten nordamerikanischer Säugetiere, Vögel, Amphibien, Muscheln und Insekten, pennsylvanischer Steinkohlen und frischer Sämereien aus Pennsylvanien.

Es lag ihm besonders daran, diese mühsamen Sammlungen nur in solche Kabinette zu verschenken, wo sie weder von Insekten wie Motten zerfressen noch Handelsgegenstände würden. Seine Schenkung erfolgte auch erst, nachdem er seinen Schwager 1832 klugerweise vorher angefragt hatte, ob in Basel ein öffentliches oder Privatmuseum zur Aufbewahrung von

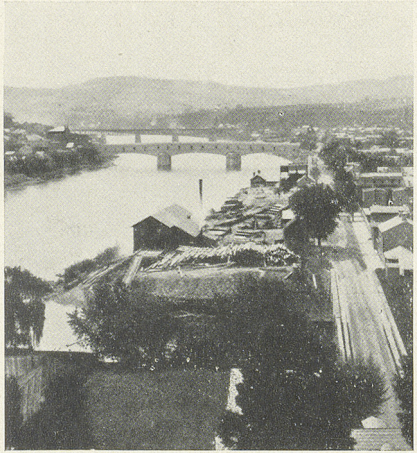
Naturgegenständen und Seltenheiten vorhanden sei, und ob dieses Naturalienkabinett mit Energie und Sorgfalt verwaltet werde, ob privat, öffentlich oder zur Universität gehörig.

Tatsächlich brachte er dann bei seiner Europareise in verschiedenen Kisten von Ahornholz[1]) diese Sammlungen nach Basel und verschenkte auch an die Verwandten ausgestopfte amerikanische Vögel, aber auch, was besonders erwähnenswert ist, einen lebenden, seltenen roten Kardinal, der bei S. auf dem Marktplatz von Kennern öfters besucht und angestaunt wurde.

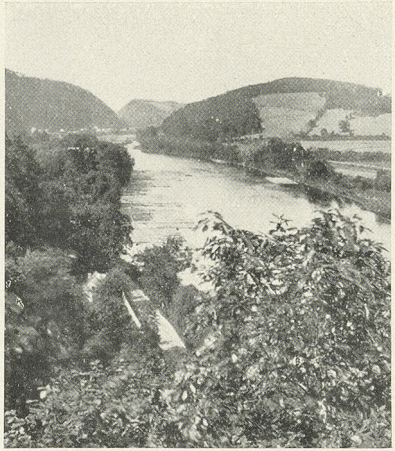
Aus den Holzwänden der Kisten ließ er dann als Geschenke an seine Verwandten solide Sekretäre im Empirestil anfertigen, deren Ausführung ihn selbst aber nach seiner Meinung nicht befriedigte. Doch heute noch stehen sie in den einzelnen Familien in Gebrauch und Bewunderung. Andererseits wollte er sich Kugelakazien, wie sie vor dem väterlichen Hause in Langenbruck standen, kommen lassen. Auch Maulbeerbäume, morus alba und morus morelli, da damals offenbar die Seidenraupenzucht viel Freunde und Unterstützer in Amerika fand und ungeheures Kapital auf Anpflanzung von Maulbeerbäumen verwendet wurde. Freilich hat er diese Bestellungen, die eine und die andere, nachträglich rückgängig gemacht. Als Naturwissenschaftler schenkte er der ganzen Natur lebenslang sein lebhaftestes Interesse. Sie schien ihm im neuen Land besonders fremd, reich und schön zu sein. Die Wälder und Gebirge sind größtenteils mit Weiß-Schwarz (wohl Tannen), Eichen, Kastanien, Walnuß und Hickorynußbäumen (Gattung der Juglandazeen, mit wohlschmeckenden ölreichen Nüssen und gutem Tischlerholz) besetzt. Wildwachsende einheimische Beeren, wie Erd-, Him-, Brom-, Heidel- und Preißelbeeren gibt es sehr viele, welche alle von den in Europa wildwachsenden an Geschmack und Größe verschieden sind. Auch findet er an Gemüsen, Küchenkräutern und Wurzeln nicht nur alle europäischen, sondern auch viele, die ihm offenbar fremd waren. Von den Schätzen an Mineralien, Petrolöl und Steinkohlen in jenen Gegenden ist selbstverständlich gelegentlich auch die Rede.

Das Wetter wird in den Briefen auch jeweilen erwähnt. Übermäßige Hitze und Trockenheit, andererseits Kälte und Nässe; die Gegensätze der Temperaturen sind ja bekanntlich in den Vereinigten Staaten selbst unter südlichen Graden sehr viel größer als in Europa, weil die Gebirge von Nord nach Süd und nicht von Ost nach West ziehen. Zwar wird die säkulare Kältewelle 1812 und später nicht besonders hervorgehoben, dagegen wird 1876 große Hitze und Trockenheit, 106° Fahrenheit im Schatten, was seit 1811 nie mehr so beobachtet worden sei, in einem Briefe dreimal wohl unter dem Druck der Temperatur, gemeldet. Daß Gewitter mit Donner und Blitz dort auch stärker seien als in der Heimat, behauptet zwar nicht er wohl aber sein Sohn Charles, weil bekanntlich in Amerika alles größer ist als in Europa. Dagegen liegt auf Seite Europas vom 16. Juli 1830 bei den Briefen seiner Verwandten an ihn eine ausführliche Beschreibung eines fürchterlichen Wolkenbruches in Langenbruck-Waldenburg mit allen seinen Folgen an Verheerungen und Schäden von Waldenburg bis Hölstein und Langenbruck bis Balstal vor, der fast wörtlich übereinstimmt mit den Berichten über den Wolkenbruch vom 22. Juni 1926 in derselben Gegend. Auch erwähnt Frau S. D. in ihrer Korrespondenz 1834 ein Gewitter in Baselland mit fürchterlichen Blitzschlägen, die Vieh töteten und Häuser einäscherten. Stärker konnten gewiß Amerikas Blitze nicht schlagen.

Der Landwirtschaft wird in den Briefen die größte Aufmerksamkeit geschenkt. Bei den Mitteilungen[2]) darüber mögen auch die Briefe des Bruders John herangezogen werden, der 1832 nach Amerika auswanderte und zuletzt als reicher Besitzer von drei Farmen einen bedeutenden Namen hinterließ. Das neue, immer wieder als schön und glücklich gelobte Land Pennsylvanien ist von Natur reich und gut, zwar gebirgig (nach unseren Anschauungen hügelig) und uneben, doch fruchtbar und braucht kaum des Düngers, also jungfräulicher Boden, teilweise ausgerodeter Wald, der damals noch von Hirschen, Waschbären,



Zusammenfluß von Delaware und Buschkill (Bach) in Easton Pa. U. S. A. Rechts Fahrbrücke über Buschkill, in der Mitte Brücke über Delaware, 100 Jahre alt, also aus dem 18. Jahrh., in der Ferne eiserne Eisenbahnbrücke aus der Zeit um 1850.



Der Delaware-Fluß nördlich von Easton Pa. U. S. A. Auf dem Wasser geankerte Holzflöße, auf dem rechten Ufer Fahrstraße, auf dem linken Eisenbahn, in der Ferne kleiner Flecken.

Wildschweinen, grauen und schwarzen Eichhörnchen und wilden Vögeln in Menge bewohnt war. Dementsprechend wird das Land das Paradies für Bauern genannt, auch für Handwerker und die übrigen, „da, wo jene Überfluß haben, auch jedem andern Stande nichts mangelt" (John). Es ist das Land des Wohlstandes, ganz besonders für die Landwirtschaft. Wohlgeordneter Feld- und Gartenbau ist die sicherste und einfachste Erwerbsquelle. Er bietet in einem guten Jahre dem arbeitsamen Landmann reiche Belohnung, erfordert aber mindestens 2000 Dollars Kapital. Auch sollte der Farmer unbedingt verheiratet sein. Da John erst 1845 heiratete, gedachte sein Bruder Dr. D., eine seiner Schwestern aus Europa zur Besorgung des Haushaltes und Hilfe des Landmannes kommen zu lassen, was dann nicht mehr nötig war. Der Landwirt war in der ersten Zeit der Ansiedlung von H. D. offenbar Selbstversorger. Er sagt: „Ein Bauer hält sich nach Umständen 4—20 Stück Rindvieh à 20—30 Dollars, besonders wegen der einträglichen Butter, und zieht selten mehr, als er für sein Haus bedarf. Das Vieh ist von guter Art. Schafzucht ist nicht beträchtlich, weil Schaffleisch nicht beliebt, Schweine werden massenhaft gezogen, weil Schweinefleisch viel gegessen wird. Pferdezucht ist bedeutend und die Tiere von schöner guter Rasse." H. D. selbst hatte in Hellertown neben schönem Haus und Ackerland 5 Acker Wald und 6 Acker Garten mit 120 Obstbäumen, hauptsächlich Äpfeln, 9 Pferde, 20 Stück Rindvieh, einen Knecht à 60 und eine Magd à 40 Dollars im Jahr bei freier Kost und Logis (nach späteren Angaben sind die entsprechenden Löhne für einen guten Knecht 90—110 Dollars im Jahr, für eine Magd 24—48 Dollars nebst guter Kost), große geräumige Scheunen, mindestens 20 Schritt vom Wohnhaus entfernt. Sein Bruder John besaß anfänglich Land von 110 Äckern = 110 × 43560 Quadratfuß vorzüglichen Bodens und das entsprechende Vieh dazu und wurde für reich gehalten, obschon er kein Geld hatte. Auf der Höhe seiner Laufbahn bewirtschaftete er drei schöne Bauereien mit 7 Pferden, 15 Kühen, 75 Schweinen, 306 Schafen, und

hatte Getreide, Weizen, Hafer, Mais in Tausenden von Busheln, 1000 Pfund Wolle und, was für einen Europäer besonders merkwürdig erwähnenswert ist, Zuckerahornbäume, welche 800 Pfund Ahornzucker im Jahr lieferten, sowie eine schöne Heimat. Mit besonderer Freude lobt er einmal seinen Schimmel mit schwarzer Mähne und Schweif, den er selber zuritt. Es war eines der schönsten Pferde, die er je gesehen, und warf anfänglich jeden Reiter ab, sich rücklings mit ihm überschlagend, bis er es gezähmt. Wegen der Wildheit war der Ankaufspreis billig, 52 Dollars. Den dreifachen Wert boten ihm Kaufliebhaber, als es zugeritten war, aber er behielt es für sich. Wenn er bei einem Brande seiner Scheune 1876 (ein anderer Brandfall wird schon zehn Jahre vorher erwähnt) nicht nur eine Katze und Ratten in Massen, wie er ironisch sagt, sondern auch eine Menge Futter und Getreide (600 Busheln Weizen, 700 Busheln Mais, Heu, Hafer und Kleesamen) verlor und keinen nennenswerten Verlust erlitt, da das Gebäude zu 550 Dollars und das Getreide zu 800 Dollars versichert war, und er daneben noch anderswo aufgespeichertes Getreide besaß und außerdem 1330 Pfund Wolle à 36½ Cents per Pfund verkaufen konnte, so war der Bauer jedenfalls solcher Art in jener Zeit nicht mehr nur Selbstversorger. Die Bauern arbeiten in Verwendung von damals wohl in Europa noch unbekannten Maschinen ihre steinichten und mit Wurzeln durchwachsenen Felder weit bequemer und schneller und selbst besser als Europäer ihre schönen gereinigten Äcker. Sie pflanzen meistenteils Weizen, Mais, Roggen, Hafer, Buchweizen, Flachs; Gerste wenig.

Als H. D. dort ansiedelte, hatte ein Drittel der Bauern schon Dreschmaschinen mit aus Eisen gegossenem Trieb- und Räderwerk, mit Recht Pferdekraft genannt, weil damals auch noch von Pferden geleistet. Bei der raschen Entwicklung der Maschine gab es 1868 schon Säemaschinen, Säepflüge? (von H. D. 7. Juni 1868 ausdrücklich erwähnt) und Mähmaschinen. Zwei Pferde mit zwei Mann säen im Tag zwölf Acker. Die

Mähmaschine mäht die Cerealien ab, teilt sie in kleine Garben und bindet diese. (?) Ein Knabe mit zwei Pferden kann die Maschine bedienen[3]). Auch das Heu wird mit der Maschine abgemäht. Sie läßt das Gras breit liegen, dann kommt ein Mann mit einem Pferd und 10 Fuß langem Heurechen und nimmt das Heu zusammen. Es wird von Hand aufgeladen, dagegen wieder mit Pferdegewalt abgeladen. Drei Mann und zwei Pferde laden in 10 Minuten 3000 Pfund ab. Gedroschen wird der Weizen mit Dampfmaschinen. Die Löhne sind gewöhnlich im Tag 1 Dollar, in der Ernte 1.50 Dollar. Bei diesem landwirtschaftlichen Maschinenbetrieb könnten wohl, wie John in allerdings nicht ganz klaren Sätzen behauptet, mit der gleichen Summe Geldes, welche in Europa Land zur Haltung von zwei Kühen ermöglicht, dort in Amerika sechs, acht oder 10 Kühe, drei bis vier Pferde, Schafe, Schweine ohne Zahl gehalten werden, weil man mit zwei Pferden und einem Mann dort ebenso viel schaffe wie in Europa mit vier Pferden und vier Mann, obschon der Taglohn ½—1 Dollar sei. (?)

Die Angaben der Löhne sind sehr verschieden, unkontrollierbar und deshalb unmaßgebend. Ein Taglöhner erhält im Sommer 50 Cents, sonst 40 Cents im Tag, weibliche 50 und 25 Cents im Tag nebst guter Kost. Die größere Rendite ist wohl Folge von kleineren Löhnen, geringerer Anzahl von Pferden pro Landeinheit und größerer Produktivität des Landes im Verhältnis zu dessen Preis. Die wörtliche Schilderung eines Arbeitstages in der Ernte kann um ihrer Anschaulichkeit willen nicht ganz unterdrückt werden. Im Brief vom 26. November 1831 wird nach Aufzählung des Ausfalles der Ernten 1829 und 1830 und der Preise der verschiedenen Produkte an Feldfrüchten und Geweben ein Erntetag beschrieben, wobei die Arbeiter damals reichlich verpflegt wurden[4]).

Auch das Rezept der Latwerge gibt er so ausführlich wie ein Kochbuch. Auf die ebenso genaue Wiedergabe muß leider des Raumes wegen verzichtet werden. Die Latwerge findet

man bei jeder Mahlzeit und jeder Klasse auf dem Tische. Sie besteht aus bis zur Honigflüssigkeit eingekochtem Obstmost oder Zider (aus geschälten süßen Äpfeln), wird mit Honig, nach Belieben mit verschiedenen Gewürzen, wie Zimmet oder Ingwer vermischt, heiß in glasierte irdene Töpfe gefüllt und derart aufbewahrt, zum Essen auf Butterbrot oder Torten verwendet. Daneben sind eingemachte Früchte, saure Kirschen, Pflaumen und Pfirsiche als Marmelade oder Konfitüre wie in Europa in Gebrauch und dann der in Europa unbekannte Maplesirup von Zuckerahorn, mit welchem die in Butter gebackenen Buchweizenkuchen am Frühstück übergossen, noch heiß gegessen werden.

Wein ließ H. D. verschiedene Male von Europa kommen, Markgräfler und Elsässer, auch Tokajer aus der vorzüglichen Behandlung des Herrn v. Sury in Arlesheim, und schenkte den Sendungen in Fässern größte Sorgfalt. Die Weine mußten Feuer haben. Er war also jedenfalls trotz seiner Mäßigkeit und strikten Verurteilung der europäischen Trinksitten und wohl des Schnapses nicht Abstinent, trocken im heutigen Sinne, sondern höchstens wie die abstinenten Schotten (Teetotallers) an der internationalen Weltkonferenz des Y. M. C. A. in Basel 1898, welche sich kein Gewissen daraus machten, dem Markgräfler fröhlich zuzusprechen, weil sie den nicht als Alkohol anerkannten. Ja, er erwies sich geradezu, wie sein Schwager in Basel, als Kenner. Wenn einem bei solchen Mitteilungen der Mund wässert, so ziehen sich die Mundwinkel wieder hinab bei Betrachtungen über die Schattenseiten der Natur, die Kartoffelkrankheit und den Koloradokäfer.

1843/44 trat die Kartoffelkrankheit (pytophthora infestans) auf, die allen Versuchen, sie zu bekämpfen, trotzte. Es war entweder eine Fäulnis des Knollens mit lästigem Gestank (jauchige Naßfäule) oder ein trockener Brand, der sich mehr erst nach dem Einsammeln einstellte. Beide Arten der Krankheit kamen nie zusammen vor. Seiner Meinung nach, die er noch nirgends ausgesprochen fand, ist dieser trockene und feuchte

Brand an den Kartoffeln eine eigentümliche epidemische Krankheit, deren Natur und Wesen ebenso unerforscht als das der asiatischen Cholera sei. Originell ist bekanntlich die Parallele zwischen Cholera und Kartoffelkrankheit mit dem Unterschied, daß jene von Ost nach West und diese von West nach Ost sich über die Kontinente ausbreite und der Ozean ihr Fortschreiten nicht zu hemmen vermöge.

Der Koloradokäfer (Chrysomela decemlineata), von H. D. Cantharis virtata genannt, verbreitete sich seit 1860 ebenfalls von den westlichen zu den östlichen Staaten und verheerte schnell durchs ganze Land die Kartoffeln. Das Weibchen legt seine Eier in Menge an die Unterseite des Kartoffelkrautes. Die schnell entwickelte Brut nährt sich von der Pflanze und frißt bis zum Stengel alles weg. Der Schaden an der Kartoffel ist sehr groß. H. D. fügt bei: Glücklich Europa, wenn der Coloradobug ausbleibt! Und nun 1932?

Nach diesen Bemerkungen über Vegetabilien sei auch des Schweinefleisches Erwähnung getan, über welches H. D. sehr eingehend und interessant berichtet, besonders über das Räuchern und Salzen des vielbegehrten Fleisches ohne Salpeter, freilich mit Verzicht auf größere Dauerhaftigkeit. Chikago war schon damals der größte Schweinefleischmarkt der Welt!

Im Anschluß folgen einige Preise für Land und landwirtschaftliche Produkte zum Vergleich mit heute.

Der Mittelpreis für 1 Acker Land war in den Jahren 1815—17 von $ 150—160 und sank später bis auf $ 60—80. In Kalifornien an Flüssen $ 65—70, Gartenland bei Sacramento $ 100—150.

Ein Bushel Weizen = 60 Pfund, kostete anfänglich 50 Cs., 1831 85—106—120 Cs., 1850 $ 1, 1860 $ 2.50, 1876 wieder 90 Cs. bis $ 1. Roggen 1831 45—65 Cs., Gerste 1831 60—80 Cs., Hafer 1831 30—37 Cs., 1850 25 Cs., 1860 33 Cs., 1870 25 Cs., Mais 1831 37—45 Cs., 1850 50 Cs., 1860 $ 1.20, 1876 35—40 Cs., Buchweizen anfänglich 50 Cs. Kleesamen, rot, per Bushel 1831 400—600 Cs., Leinsamen per Bushel 1831 100—135 Cs., Heu die Tonne (2000 Pfund) 1831 $ 8—10, Roggenstroh 1831 $ 7—8.

Mehl, das Faß à 196 Pfund, $ 1.50, 1876 $ 2.50.

Vieh- und Fleischpreise werden folgende erwähnt: ein Pferd, unberitten, $ 80—110, beritten $ 156, in Kalifornien $ 100 bis 150, dressiert $ 200—400. Kühe, 350—450 Pfund, $ 15—25. Fettes Rindvieh das lebend Pfund 7 Cs., 1876 4¼ Cs., Schweine 1866 8½ Cs., 1876 5 Cs., fette Schweine 6½ Cs., Schafe 1868 4 bis 4½ Cs.

Geschlachtet Fleisch: 1831 das Pfund Rind 5 Cs., Schwein 5—6 Cs., Kalb 3—4 Cs.

Schmalz 10—12 Cs., Talg, Unschlitt 7—8 Cs., Wolle, gereinigt, 28 Cs.

Butter 1831 10—15 Cs., 1868 30 Cs., Käse (schlechter) 1831 10—15 Cs., Eier das Dutzend 1831 6—12 Cs., später 20 Cs., Zucker 1831, ungereinigt, 7—12 Cs., raffiniert 14—16 Cs., Kaffee 1831, je nach Qualität, 10—15 Cs., Tee 1831 100—150 Cs., Schokolade 1831 25—40 Cs., Salz anfänglich 62 Pfund $ 1, 1831 60—80 Cs.[5])

Zu den genannten wertvollen Gütern des Landes kommen die andern reichen Bodenschätze der amerikanischen Natur, die selbstverständlich in den Briefen gebührend erwähnt werden, wie die Metallerze, besonders Eisenerz in der Umgegend, wo Hochöfen in vollem Gang Tonnen von Masseln lieferten (siehe 1. Teil Seite 36). H. D. war in solchen Unternehmungen geschäftlich beteiligt, scheint dabei auch Verluste erlitten zu haben. In Ohio werden starkfließende, kalte Schwefelquellen mit weißem Sediment, auch Ocker- und eisenhaltige Quellen erwähnt. Über alles wertvoll sind die Steinkohlen (black diamonds) Pennsylvaniens und das Petroleum von Oil-City und Umgegend und die aus diesen Schätzen der Erde hervorgehenden Entwicklungen und Erfindungen, von welchen im folgenden die Rede sein soll.

In hochtönenden Worten wird in den Briefen das gelobte Land Amerika als das reichste der Welt gepriesen. „Wir haben größere, mit Dampfbooten fahrbare Flüsse, größere inländische Seen des reinsten Quellwassers, mehr Kanäle, mehr Eisenbahnen, mehr Dampfschiffe, mehr elektrotelegraphische Kommunikationen, mehr Baumwolle, Erze, Kupfer, Gold, Steinkohle und besseres Schiffbauholz als irgendeine Nation der bekannten Erde. (Was will man mehr?) Die Nation ist

von der Natur reichlich und vielseitig beschenkt. Go-a-head ist das amerikanische Losungswort, und schon gehen wir als Nation allen andern Völkern voran. O, wenn ihr nur einmal unser riesenhaftes, volkstümliches Unternehmen und Handeln sehen könntet, es würde keines reuen!"

Mit diesen allgemeinen Sätzen des Lobes über Amerika sei folgende Besprechung im einzelnen eingeleitet:

Vorerst der Verkehr. Dieser ging anfänglich zu Pferd und im Fuhrwerk vor sich. H. D. ging nie zu Fuß auf Reisen. Neu für ihn und seinen Bruder war, daß auch die Damen vorzüglich ritten, und sonderbaren Eindruck machte auf sie, daß auch beim Kirchgang und an Leichenbegängnissen alle, Männer und Frauen, zu Pferde saßen und im Winter im vollsten Trab mit klingenden Schellen in ihrem Jagdschlitten auch bei kirchlichen Anlässen daherfuhren und auch die Pfarrer in Reithosen und Stiefeln vorbeitrabten.

Über die öffentlichen Straßen findet sich die Mitteilung: „Das Land ist in den Staaten in Quadratsektionen von 640 Acker gemessen, und zwischen all diesen Sektionen befinden sich gute öffentliche Straßen nach allen Richtungen und Gegenden."

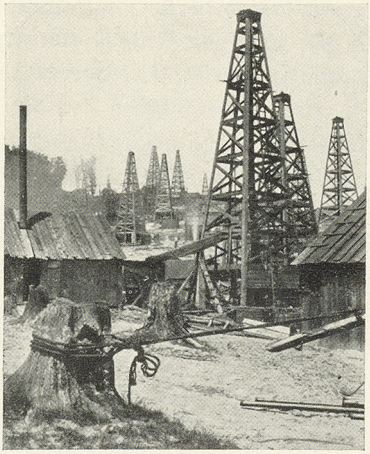
Ein weiterer Verkehrsweg sind die Kanäle. Eine Menge öffentlicher oder durch Privatunternehmen erbauter Kanäle, die untereinander verbunden sind, verzweigen sich nach den verschiedenen Gegenden.

Pennsylvanien besonders ist schon damals durch diese Kanäle mit den übrigen Landesteilen gut verbunden. Alle Flüsse, die in ihrem Laufe der Schiffahrt Hindernisse darbieten, werden und sind teils mit großem Kostenaufwand oder oft durch längs des Flußlaufes angelegte Kanäle schiffbar gemacht. In sechs Staaten sind nach offiziellen Berichten bis September 1830 1349 Meilen Kanäle fertig und werden befahren. Davon sind 430 Meilen in Pennsylvanien. 1168 Meilen sind in Arbeit genommen und werden in einem Jahre fertig sein. 250 Meilen davon in Pennsylvanien. 404 Meilen sind im Planentwurf, wovon 368 in Pennsylvanien. Dieses ist übri-

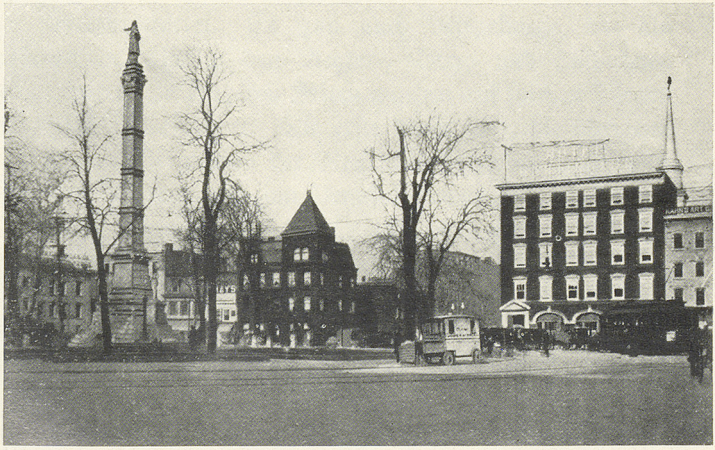
gens ein unebenes Land mit sehr hohen (?) (1000 m) Gebirgen, anscheinend zum Kanalbau gar nicht geeignet, hat dessen ungeachtet 1098 Meilen Kanäle, teils fertig, teils in Kontrakt und Entwurf, welche alle binnen zwei Jahren erledigt sein sollen. Der große Pennsylvania-Kanal z. B. geht östlich von der Alleghanikette oder Appalacken (mittlere Höhe 1000 m) bei Columbia 226 Fuß hoch über der Delaware bei Philadelphia und also über Meer beginnend, in stetem Anstieg bis Frankstown, Huntington County, 684 Fuß höher als Columbia und 910 Fuß höher als die atlantische Meeresfläche, eine Rampe von ungefähr 170 Meilen. Von da führt ein Riegelweg über den 2191 Fuß hohen Alleghaniberg und endet auf der westlichen Seite des Gebirges 1134 Fuß über dem Atlantischen Ozean bei dem Städtchen Johnstown in Cambiacounty in die westliche Abteilung des Kanals, welche sich bis Pittsburg in Alleghanicounty ausdehnt. Letztere Stadt liegt ungefähr 640 Fuß über Philadelphia oder Meer.

Dem Unternehmungsgeist der Amerikaner scheint kein Hindernis unüberwindlich zu sein, zumal, wenn das Interesse von Bürgern und Staat wie hier so innig verbunden ist. Durch die Anlage dieser Verkehrswege hat sich der Staat für das allgemeine Beste vorzüglich ausgezeichnet. Die riesenmäßigen Fortschritte besonders dieser Verkehrsmittel in den Vereinigten Staaten überhaupt und des Staates Pennsylvanien im besondern veranlassen den Dr. H. D. im Blick auf dieses Land in seiner Kindheit die Frage zu stellen, was dagegen die altersgrauen Länder Europas und besonders die Schweiz und auch Baselland mit dem Hauenstein geleistet oder nicht geleistet haben, Regierung oder Private. Nun, so schlimm sah's freilich auch bei uns nicht aus. Aber der Jugendliche hatte damals dafür wohl noch kein Auge.

Neben den Kanälen gehen die Riegelwege einher oder verbinden auch die Kanäle untereinander. Riegelwege sind dem Bergbau entnommen und Vorläufer der Eisenbahn. In der Annahme, daß in seiner Heimat von Riegelwegen nichts be-



Petroleumbohrtürme in der Oelgegend am Alleghany Pa. U. S. A. Unter Hunderten von Türmen (jeder trägt seinen Namen) der sogen. Robinson.



Easton Pa. U. S. A., das Haus des Dr. H. D. nach dessen Tod 1887 umgebaut. Vergl. Abbildung im ersten Teil.

kannt war, versucht er eine freilich nicht ganz klare Darstellung derselben. Der dazu bestimmte und sorgfältig ausgesuchte Boden wird soviel als tunlich in ein dem Terrain angepaßtes gleichmäßiges Steigen und Fallen eingeteilt, die Grundlagen ungefähr 2 Fuß breit, entweder solid von gehauenen Steinen oder weniger dauerhaft von beschlagenem Holz, 3 Fuß voneinander entfernt, werden mit einem 2 Zoll breiten und ½ Zoll dicken Eisenstabe der Länge nach und aufs genaueste anpassend gedeckt, und zwar nur mit einer Eisenstabbreite (?). Die zu den Riegelwegen bestimmten Räder haben an den Seiten eine ungefähr ½ Zoll hohe Kante oder Rand (Spurkranz), welcher das Seitwärtsabgleiten von den Eisenstäben verhütet. Die mit Eisen umgebenen oder ganz eisernen niederen Räder sowohl als die Eisenstäbe sind ohne Erhaben- oder Unebenheiten glatt. Die Riegelwege der damaligen Zeit waren von ungemein großem Nutzen. Es ist berechnet, daß ein Pferd auf diesem Verkehrswege soviel leistet als 20 auf gewöhnlichen Wegen und Straßen (in 25—30 Minuten 9 Meilen), und wenn dann gar Dampfwagen angewendet wurden, so konnte eine ungeheure Last schnell und wohlfeil fortbewegt werden, und auch für Reisende war dies ein wünschenswertes schnelles und wohlfeiles Verkehrsmittel. Es gab auch Riegelwege, die als Rutschbahnen, ähnlich den Achter-, Berg- und Talbahnen angelegt waren. In früheren Zeiten wurden auf solchen Wegen die Steinkohlen befördert. Die erste dieser Art, die übrigens bis heute zum Vergnügen der Reisenden betrieben wird, war im Zentrum der Kohlenregion Pennsylvaniens, Mauch-Chunk. Sie geht von einem Engpaß des Lehighflusses aus, zu welchem sie wieder zurückkehrt. Die Wagen werden zuerst auf eine beträchtliche Anhöhe, ursprünglich durch Pferde, später durch Dampf- oder elektrische Kraft, hinaufgezogen und fahren dann auf vielen, der Schwerkraft entsprechend, dem Gelände geschickt angepaßten Windungen durch Steigen und Fallen hinab, hinauf und wieder hinunter bis zu ihrem Ausgangspunkte zurück.

Den Riegelwegen folgten dann die Eisenbahnen. 1852 war eine nach Philadelphia vermessen, eine andere nach Bethlehem, Allentown und Mauch-Chunk. 1868 hatte Easton 5 Eisenbahnen und 2 Kanäle, 1876 6 Eisenbahnen und 3 Kanäle. 26 Passagierzüge standen 1868 den Reisenden täglich zur Verfügung. Da in England 1825 der erste Personenzug mit Dampflokomotive (Stephenson) in Stockton-Darlington fuhr, 1830 die Liverpool-Manchesterbahn eröffnet wurde, Frankreich und Österreich 1828 und Deutschland (Nürnberg—Fürth) 1835 schon Eisenbahnen, Basel 1851 eine solche nach Mülhausen, besaßen, so war Europa und auch die Schweiz keineswegs so rückständig. Nur die rasche und auf weite Strecken ausgedehnte Entwicklung ist in U. S. A. dem großen Land entsprechend. 1930 kommen in U. S. A. auf 1 Million Einwohner 3700 Kilometer Eisenbahn, in China 28 Kilometer.

Obschon nun die Eisenbahnen das nec plus ultra genannt werden, folgen in raschem Laufe weitere Erfindungen, wie der Morse-Telegraph usw. Dabei wird u. a. auch eine Erfindung Taine oder Paine Massachusetts erwähnt. Es handelt sich um eine elektrolytische Dynamomaschine, welche Licht und Wärme erzeugt und Holz, Kohle und Dampf sehr wohlfeil ersetzen solle. Astor von Newyork bot für das Patent 10000000 Dollars, wenn sich die Erfindung in sechs Tagen bewähre. Dazu ist es offenbar nicht gekommen. Seither ist diese durch die elektrische Rotationsdynamomaschine überholt (Auskunft Prof. F., Basel).

Den Erfindungen entsprechend werden Professionisten aller Art, darunter große Künstler, gefunden. Auf nützliche Entdeckungen und Erfindungen wird von U. S. A. Patentrecht erteilt. Dieses nährt den Erfindungsgeist der Einwohner, so daß sie den Engländer (die begreifliche amerikanische Animosität und Rivalität gegen die Engländer kommt auch sonst gelegentlich zum Ausdruck) in Entdeckungen und Verbesserungen aller Art Maschinenwerke übertreffen. Die Amerikaner sind als Mechaniker vorzügliche Arbeiter, gegen die ein Europäer

scheinbar nicht aufkommt. Als Arbeitslohn für Handwerker werden erwähnt bei zehnstündigem Arbeitstag 3½ Dollar für Maurer und Gipser, 1¾ für Schreiner und Anstreicher, in Kalifornien für die am meisten gesuchten Schreiner und Zimmerleute 6—8 Dollar plus Kost im Tag, für Mägde 1½—3 Dollar per Woche nebst Kost.

Den Entdeckungen und Erfindungen entspricht das Leben. Die Amerikaner arbeiten viel, hart und schnell, leben gut und kleiden sich stolz. Die Kleider sind fein wie die Leute, die sie tragen (John), und diese sind verschwenderisch, gesellig, friedliebend, ein glückliches Volk. Nüchtern, haben sie in der Mehrzahl allen berauschenden Getränken entsagt. Heißt doch, Amerikaner werden, europäische Gewohnheiten, besonders Trinksitten und Rauchen, ablegen. Fleiß, Pünktlichkeit und Nüchternheit werden hier besser belohnt als in Europa.

Andererseits stehen Kenntnisse, Vermögen und Tugenden in keinem Verhältnis zu dem Luxus und Glanz dieses Lebens. Die in Gala daherfahrende oder reitende Lady, die Bauerntochter in Gesellschaft oder beim Tanz, in Kleidung und gesteigerter Einbildung einer europäischen Hofdame gleich, fielen ihm auf, da er selbst Eis und Ice-Cream als einen Luxus betrachtete. Er glaubt, der Luxus habe damals den höchsten Grad erreicht. Hätte er eine Ahnung von der Zeit 100 Jahre später gehabt!

Für die Bildung sorgen anfänglich Privatlehrer und später öffentliche Schulen (Colleges). H. D. hielt für seine Kinder eine Hauslehrerin, die durch Stunden in Schreiben, Rechnen, Geographie, Geschichte, Englisch, Musik, Tanzen und Nähen nebst freier Station 150 Dollars im Jahr verdiente. Die vielen Privatschulen und Institute für Jünglinge und Töchter, in welchen in Deutsch und Englisch unterrichtet wird, das für jeden Beruf unentbehrlich und darum Hauptsprache ist, werden als gut bezeichnet und fleißig besucht. Bei dem Urteil über amerikanische Bildung soll dagegen nicht unerwähnt bleiben, daß für die meisten Einwanderer die englische

Sprache, abgesehen von Engländern natürlich, eine Fremdsprache war, daß John, der kaum deutsch ganz richtig orthographisch schreiben konnte, Stunden in englischer Sprache gab, daß in Pennsylvanien eine durch Mischung von Pfälzerdialekt und Englisch entstandene Sprache, Pennsylvania-dutch, mit einer eigenen Literatur, gesprochen wird, auch von einem, der das Baseldeutsch verabscheute und nicht wollte, daß sein Sohn in Basel sich den Dialekt angewöhne.

Auch der Politik schenkt H. D. seine Aufmerksamkeit. Über die Verfassung und Regierung der Vereinigten Staaten sagt er aus, was jedem gebildeten Kundigen bekannt ist. Seiner Gesinnung nach ist er liberal und rühmt die Freiheitsliebe der Amerikaner. Er ist entzückt, in dieses einzige Land der Freiheit einzugehen, wo kein Ansehen der Person oder deren Herkunft gilt, der redliche arme Bürger mit eben derselben Achtung behandelt wird wie der reiche Master (Monsieur), wo jedermann ohne Scheu bekannte Tatsachen sowohl über Privatpersonen als Beamte jeden Ranges auch in öffentlichen Blättern äußern kann, wo das Wort „von" keinen Einfluß hat und der Europäer sich durch dessen Gebrauch lächerlich macht und den satirischen Zeitungsschreibern und öffentlichem Gespötte preisgibt, wo mit einem Worte wahre Freiheit herrscht und als kostbarstes Kleinod des Landes mit allem Eifer beschützt wird. Das füllte den Fremdling, der unter Despoten seufzte (war es Wirklichkeit oder Einbildung?) mit Entzücken. Begeistert stimmt er darum auch in das Lob und den Dank, den die Amerikaner dem General Lafayette (1777 kam der junge französische General nach U. S. A. und siegte 1781 mit Washington über England in Yorktown), der 1824 die glücklich unabhängigen nordamerikanischen Freistaaten besuchte, entboten. Er sagt, „aus allen Teilen der Union erscholl dem uninteressierten Mitwirker unserer Freiheit, dem Nationalgast, nichts als Dank und Willkommen entgegen. Seine Reise war ein beständiger Triumphzug. Wetteifernd bestrebten sich Staaten und Städte, in Dankbarkeits-, Freundes- und Zuneigungs-

bezeugungen einander zu übertreffen. Der Enthusiasmus ging so weit, daß man sein Bildnis auf dem Papiergelde neben die des Washington und Franklin abdruckte und auf allerlei feines Teegeschirr, Teller usw., auf Regenschirm und Stock anbrachte, wo es nur tunlich war." Nebst vielen Geschenken von großem Wert durch Privatpersonen erhielt er durch den Kongreß eine Township, welche ungefähr 40000 Acker enthält. Diesem Enthusiasmus gegenüber wird die geringe Sympathie entgegengestellt, die dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar zuteil wurde, weil er ein Deutscher, Prinz und Adeliger war.

Der gute Mann, der behauptete, das Wörtchen „von" sei ohne Bedeutung, war doch nicht so unempfänglich gegen sich herablassende Gunst von oben her, erwähnte er doch 1868 mit Stolz, daß die junge Frau eines seiner Neffen auf der Hochzeitsreise in Washington durch den Präsidenten der U. S. A. ein prachtvolles Bukett aus raren Blumen als Geschenk erhielt[6]). Auch konnte er ja nicht ahnen, daß eine seiner Urgroßtöchter durch Heirat österreichische Gräfin und in zweiter Ehe einen englischen Lord heiraten werde! Allerdings gehörte er auch zu der republikanischen Whigparty (gegen Sklaverei, Krieg, Annexion von Land, niederen Zoll und Vetorecht des Präsidenten) gegen die Süddemokraten und konnte vor einem Demokraten Gundrie warnen. Den Krieg beurteilt und verabscheut er als eine Reliquie aus barbarischen Zeiten, und den damaligen Krieg gegen Mexiko hält er für unnatürlich, unnötig, ungerecht und auf keinen Fall vereinbar mit dem vielgerühmten Grad der Aufklärung und Gerechtigkeitsliebe der U. S. A. 1846—1848. Doch lebte die amerikanische Union vom Freiheitskrieg und konnte auch die Gleichberechtigungsfrage in den Staaten sowie die Sklavenfrage nicht ohne Krieg lösen. Bei aller Freiheit ist man doch nicht ganz unabhängig von Animosität gegen England oder Gegenpartei im eigenen Land. Zu Anfang des Jahrhunderts freut man sich des Boykotts englischer Waren, welche in niedrigen Preisen (Dumping) das Land der Freiheit überschwemmten, und verpflichtet sich, keine

ausländische Ware zu kaufen, um die inländischen Manufakturen aufblühen zu lassen und den Arbeitslosen zu helfen (Indien 1930). Und in der Familie (Charles) wird die demokratische Regierung (Locofocoparty) schlecht genannt, weil sie angeblich durch Betrug die Gegner besiegte. Es ist eben offenbar nie ganz leicht, bei der Behauptung eigener selbständiger Freiheit den andern selbständigen Freien unparteiisch vollkommen gerecht zu werden.

Wenn nun im folgenden noch von Religion und Kirche die Rede ist, so sei vorausgeschickt, daß dabei ausschließlich die christliche und etwa noch die jüdische in Betracht gezogen werden. Die andern Religionen der Welt traten in U. S. A. erst im 20. Jahrhundert des schrankenlosen Weltverkehrs und der gegenseitigen Konkurrenz auf den Schauplatz. Bei der christlichen Kirche ist ebenfalls vorausgesetzt, daß sie vom Staat getrennt sei, was offenbar auch den Grundsätzen des H. D. entsprach, da er gelegentlich sich ausdrückt: „solange Kirche und Staat nicht getrennt sind, muß eines das andere, koste es auch jedes Opfer, erhalten!"

„Indem nun aber in U. S. A. vollkommene Religions- und Gewissensfreiheit gesichert ist und die Gesetzgebungen keineswegs in die freie Ausübung der Kirchengemeinden eingreifen dürfen, so bilden sich natürlich neben den geschichtlich gewordenen, nach Amerika übertragenen europäischen Kirchen, gleichberechtigt mit diesen auch eine Menge Sekten, wovon jede ihre eigenen Verordnungen und Regeln hat und die Ordnung und Eintracht ihrer Mitglieder aufrecht erhält. Es gibt (there is) unstreitig kein Land, in welchem so viele Religionen wie in den nordamerikanischen Freistaaten zu finden sind." Sie alle zu nennen und ihre verschiedenen Kirchengesetze zu beschreiben, würde zu viel Raum und Zeit erfordern. Erwähnt werden neben der bereits nicht geringen Menge derer, die sich zu keiner Kirche oder Sekte bekennen, außer Katholiken und Juden, Presbyterianer, Episkopalier, deutsch Reformierte, holländisch Reformierte, deutsche Lutheraner, englische Lutheraner,

Täufer, Universalisten usw. Wer je in U. S. A. gereist ist, weiß, daß dort in jeder Straße eine andere religiöse oder kirchliche Gemeinschaft ihr Kirchengebäude besitzt. In Pennsylvanien sind die lutherischen und reformierten Glaubensformeln vorherrschend. Die Jugend wird in der Religion ihrer Eltern unterrichtet und erzogen. Wenn sie aber herangewachsen, wird ihr von seiten der Eltern meistenteils freigestellt, diese oder jene Religion anzunehmen. Zu einem Wechsel bietet die Heirat am ehesten Veranlassung. Die Kirchen sind Eigentum der im Kirchspiel Wohnenden; sie sind einfach, geschmackvoll, geräumig, äußerst bequem, ohne Turm und Glocken, die meisten mit einer Orgel oder statt derselben mit einem Sing- und Musikchor wohl versehen, im Winter durch einen oder mehrere Öfen erwärmt. Sie sind mit blendender Gasbeleuchtung versehen für Versammlungen an Wochenabenden, an welchen starkbesuchte Religionsvorträge gehalten werden.

Die Prediger, die auf dem Lande meistens entfernt von ihren Gemeinden und Kirchen wohnen und deshalb genötigt sind, Pferde zum Fahren und Reiten zu halten und sich ihrer Pflichten im gewöhnlichen bürgerlichen Anzug mit Reithosen, Stiefeln und Sporen und Überröcken, auch bei Begräbnissen, entledigen, sind, wenigstens in Pennsylvanien, wissenschaftlich gebildete, helldenkende Männer und üben einen nicht unverkennbaren Einfluß auf die Massen aus. Sie haben gewöhnlich jeder mit einem Kollegen vier Kirchen zu bedienen; da an Sonntagen nur Vormittags gepredigt wird, findet in einer Kirche nur alle 14 Tage eine Predigt statt, und zwar abwechselnd einmal durch einen Lutheraner und das andere Mal durch einen reformierten Pfarrer. 1852 heißt es, an Sonntagen werde zweimal gepredigt, einmal nachts bei blendender Gasbeleuchtung, und 8—9 Uhr morgens ist in einem unter der Kirche gelegenen, eigens dazu eingerichteten Saal Sonntagsschule für die Kinder. Neben diesen kirchlichen Predigern gab es offenbar schon damals extravagante Sektierer. So predigte einer bei großem Zulauf in Easton, daß nach diesem Leben

keine Strafen stattfänden. Gehört hat man das nicht selber, man hat's nur hören sagen. Die Pfarrer haben in der Regel gute Salarien und meist freie Wohnung. Sie erhalten für die regelmäßigen Dienste die jährlichen freiwilligen Geldbeiträge ihrer Gemeindeglieder, welche sich in vier Gemeinden auf ungefähr 4—500 Dollars belaufen. Für Konfirmation werden 1½—2 Taler pro Kopf, und für Trauungen und Begräbnisse nach Willkür des Bräutigams oder der Hinterlassenen von 1 bis mehr Taler vergütet.

Das Predigtamt ist demnach in pekuniärer Hinsicht, sofern der Prediger populär ist, nicht so traurig, als man unlängst die Holländer, Deutschen und Schweizer durch Reiseprediger K. und R. glauben machen wollte, welche in Europa für ein englisches Seminar in Amerika Bettelpredigten hielten. Hier folgt eine Kritik über ein theologisches Seminar englischer Sprache, die nicht ganz verständlich und jedenfalls nicht ganz frei von einer gewissen Animosität gegen die englische Kirche ist. Demgegenüber gibt H. D. dem deutschen Gottesdienst und der deutschen Sprache den Vorzug. „Der Sonntag wird streng beobachtet. Von morgens früh bis Montags ist die Bevölkerung auffällig ruhig. Straßen und Trottoirs sind beinahe menschenleer außer von und nach den Kirchen. Die Fensterläden meist geschlossen, die Einwohner im Hause, die Wirtshäuser still. Man hört außerhalb der Kirchen weder Gesang noch Musik, keine lärmenden Buben, keine Trinker oder Betrunkene (sic) auf den Straßen. Die Wirtshäuser sind unter scharfer Aufsicht wegen Verkaufs von geistigen und gebrannten Getränken. Betrunkene werden zu allen Zeiten von der Polizei abgefaßt, bestraft und eingesperrt." Das also lange Zeit vor der Trockenlegung!

In der 1745 von einem St. Galler gegründeten first reformed church zu Easton Pa. erinnert seit 1914 eine von Großkindern gestiftete Broncetafel gegenüber dem Kirchenstuhl, den er so viele Jahre hindurch eingenommen, an H. D.:

Das Ehepaar S. D. (Schwester des H. D.), Marktplatz Basel, welches die meisten der Briefe des H. D. (Quellen dieser Darstellung) erhalten und beantwortet hat.

Henry Detwiller M. D.
born Switzerland 18. XII. 1795,
died Easton Pa. 21. IV. 1887,
the pioneer of homoeopathy in America
in active practice for twenty two years
in Easton and vicinity
and intimate friend of Hahnemann
a worthy citizen and devout
worshipper in this church.

VI.

Andere Auswanderer.

Zum ergänzenden Vergleich mit diesem gewiß nicht ganz gewöhnlichen Auswanderer aus Langenbruck seien nun noch einige andere aus seiner Verwandtschaft neben ihn gestellt.

John D.

Vorerst sein jüngster Bruder John, der nach dem Urteil von H. D. gerade in dieses Land Amerika paßte, wo Offenheit, Moralität und ein gemäßigt gerechter Freiheitssinn, verbunden mit ökonomischer Industrie geschätzt und genährt wird. John war, 1810 geboren, 1832 nach Amerika ausgewandert, ob so beabsichtigt, jedenfalls tatsächlich den damaligen Wirren Basels entronnen, auf dieser seiner ersten Seefahrt von der ausgebrochenen Cholera ergriffen, durch die uns leider unbekannten Mittel seines Bruders dem Tode entrissen, vorerst zum Besuch seines Bruders gekommen. Nach einigen Versuchen, sich geschäftlich erfolgreich zu betätigen, indem er unter anderem die Guthaben seines Bruders eintrieb, und nachdem er bei offenbar mangelhaften eigenen Sprachkenntnissen englische Stunden erteilt, begab er sich im Mai 1837 nach dem Westen und fand nach einer längeren Reise auf damals angeblich rauhen, gefährlichen Wegen bis Indiana seine neue Heimat in Patterson, Delaware-County, 21 Meilen von Columbus (seit 1810

Hauptstadt von Ohio, 1834 schon 4000 Einwohner) entfernt am fischreichen Sciotoriver, wo er Land kaufte. Zuerst in einer Blockhütte Holzfäller, war er zuletzt glücklicher Farmer auf drei schönen Bauereien mit Zubehör. Zu diesem Beruf war er jedenfalls von Natur aus und durch Familientradition am ehesten geeignet. Wenn er auch in der Bildung seinem Bruder nachstand, so war er doch jedenfalls ein sehr arbeitsamer, tüchtiger, erfolgreicher Landmann, dessen Name in der auf seinen Einfluß hin angelegten Landstraße dem Fluß entlang bis zur Stadt Delaware verewigt ist, und von dem auch die meisten Kenntnisse über die damalige dortige Landwirtschaft stammen.

In seinen Briefen bis 1855—56 an S. D. und später bis 1876 an seine Mutter und Schwester, Handschriften, die wegen des ungeglätteten Stiles und der z. T. originell-witzigen Abkürzungen (S. = Sohn, B. = Bruder, * [Stern] der Hoffnung) nicht ganz leicht zu lesen sind, offenbart er sich als ernsten tiefen Gemütsmenschen mit Sentimentalität und Humor.

Rührend ist seine Anhänglichkeit an seine alte Familie, deren Trennung er schmerzlich empfindet, und deren Wiedersehen er in der alten oder neuen Heimat oder dann an dem herrlichen Morgen erhofft, auf den keine Nacht mehr folgt. Besonders sentimental und religiös wird er beim Gedenken an seine Mutter, die er stolz als den Baumeister rühmt, der durch Erziehung der Jugend zu Rechtschaffenheit, Arbeit und Sparsamkeit das Fundament zum Glück der Familie gelegt hat, deren Wohlstand schließlich manche früher besser Gestellten übertrifft. Er preist mit Dank gegen den Allmächtigen die Mutter glücklich, weil sie die reichen Früchte ihrer Arbeit an ihren Kindern sehen konnte, die alle gesund, glücklich und rechtschaffen dem Herbste des Lebens sich nähern. Er ermuntert sie auch zu dem ihrem Körper und Geist entsprechenden Lebensgenuß und bittet besonders den Bruder in Langenbruck, auch an seiner Stelle ihre alten Tage so angenehm als möglich zu gestalten, da gute Behandlung im Winter des Lebensalters besonders angenehm schmecke. Sehnsüchtig wünscht er auch nur noch einmal an

seiner Schwester Tisch (Bierbrauerei Brodbeck, Liestal) ein Glas Bier, und wehmütig gedenkt er einer andern Schwester, die schwachen und schweren Gemütes ohne aufmunternden Rat dahinsank. Erst seit 1847 verheiratet, spricht er, mit Schaudern auf sein Junggesellentum als eine Mördergrube zurückschauend, ebenso dankbar rühmend von seiner an Tugend und Rechtschaffenheit vortrefflichen Lebensgefährtin (deren Lieblingsspeise Grundbirnen waren). Eines seiner Kinder (er hinterließ sechs, welche gut, besonders musikalisch begabt waren), das wegen Todesgefahr rasch getauft werden mußte und dann wunderbar genas (der Allmächtige hatte seine Hand darin), nennt er das schönste, das er je gesehen, gesund und fett, selbstverständlich, denn es war ein Detwiller. — Er selber war lebenslang kränklich, oft erkältet, 1846 schon mit auffallenden Zahnlücken, 67jährig aber noch lebhaft, munter wie zur Zeit, da er ein Dreißiger als Trompeterkorporal in den Krieg gegen Mexiko ziehen wollte. Auf den Doktorbruder freilich machte er 1868 den Eindruck, als sei er nicht mehr so aufgelebt (sic) wie früher. Er war auch leicht niedergeschlagen und mutlos und dachte schon als 59jähriger an die kurze Strecke, die ihm noch vergönnt sei. Zweimal brannte ihm die Scheune nieder, freilich, um rasch wieder aufgebaut zu werden, und in seinem Alter mußte er wegen Mangels an Arbeitern noch selber Hand anlegen. Trotz allem wurde er 89 Jahre alt. Er starb 1899. Seine Gattin folgte ihm 1907, 84jährig. Aus den Briefen seiner Schwester S. D. an ihn erhält man das Gefühl, er sei als Gemütsmensch besonders beliebt gewesen.

Martin Bader.

Bewegt, fast romantisch abenteuerlich, gestaltete sich das Leben eines Neffen, merkwürdig gerade des einzigen, dem H. D. riet, nicht zu kommen, Martin Bader. Dieser Schwestersohn, am 1. März 1814 geboren, verließ die Heimat, wie er in seinen nicht leicht verständlichen Briefen andeutet, um streitenden feindlichen Nachbarn auszuweichen, und traf mit seiner

Frau im Jahre 1848 in Amerika ein, um sich bei Onkel John in Ohio niederzulassen. Da aber damals die aufregenden Nachrichten von Gold in Kalifornien, wo sich der bekannte Landsmann Suter[7]) von Rünenberg seit 1838 angesiedelt hatte, häufiger eintrafen, so fand selbst H. D. eine Auswanderung dorthin sogar für seinen Sohn William[8]) und seinen Bruder John, erst recht für Bader vorteilhaft. John lehnte den Vorschlag im Blick auf seine Verhältnisse ab, William wollte seine Studien vollenden, Bader dagegen ließ sich bewegen, besonders auch im Blick auf Kaptain Suter, an welchen er den mündlichen Auftrag eines Freundes hatte. Er schiffte sich am 3. Mai 1849 auf der Barke Rolf Croß nach San Franzisko, Kalifornien, gegen 200 Dollars ein, sandte am 28. Juni, also im Winter, angesichts von Rio de Janeiro, Brasilien, Nachricht, am 14. September von Valparaiso, also im Frühling, eine andere, daß entgegen widersprechender Meldungen von einem Schiffsuntergang beim Kap Horn alle Passagiere trotz heftigster Stürme und bitterster Kälte gesund und munter angekommen seien. Am 6. November, wieder im Winter, langten alle Passagiere mit Verlust eines einzigen, während der Reise gestorbenen glücklich in San Franzisko, an. Martin hatte also innerhalb sechs Monaten 17000—18000 Meilen der beiden großen Weltmeere des Atlantischen und Stillen Ozeans um die Spitze Südamerikas herum, „wo das Meer immer stürmt und tobt", bei zweimaliger Überquerung des Äquators, von 40° nördlich bis 65° südlich, je 2 Frühlinge, Sommer, Herbste und Winter gesehen und war dabei die ganze Zeit über wohl. Am dritten Tage nach seiner Ankunft begab er sich nach Sacramento-City und bot Kaptain Suter seine Dienste an, zwar nicht als Goldgräber, sondern als Baumeister und Farmer und verdiente dort nebst Kost und Wohnung 8 Dollar täglich, also nur wenig mehr als die gesuchtesten Handwerker, und glaubte sein Glück begründet. Dr. H. D. bemerkt, der gewünschte Erfolg dieser Reise sei nicht die Aussicht auf Reichtum und Kaliforniergold, sondern die moralische Besserung, be-

sonders die Ablegung der jeden Menschen entwürdigenden Bachusverehrung und des ekelhaften Rauchens, und hofft, Bader werde beträchtlich Reichtümer sammeln und zur nicht geringen Freude seiner nächsten Verwandten und Freunde ein reformierter Mensch werden.

Im Jahre 1850 trafen günstige Nachrichten von Bader ein. Er hatte als Angestellter des Kaptain Suter 30 Kühe in Pacht und arbeitete in jeder Beziehung zu dessen Zufriedenheit. Geld erhielt er zwar keines, sondern mußte sich für seinen Lohn von 8 Dollars im Tag mit Sacramento-Stadtlotten abfinden, die ihm Suter verschrieb. Diese waren freilich wertlos, müssen doch die Erben Suters bis 1931 um ihr Guthaben an den einstigen Besitzungen Suters Prozeß führen (Basler Nachrichten 18. März 1931). Suter selber antwortete auf Anfrage des H. D. befriedigend über Bader und mit einer ausgezeichneten Schilderung des Landes Kalifornien, dessen Klima und Produkte, die wegen Raummangels leider nicht wiedergegeben werden kann. Bader galt als reicher Mann, weil er gut gekleidet ging, bar bezahlte, fleißig und sparsam war, während von den Goldsuchern kaum 10% ihr Glück fanden und viele verarmten. Es war eben durchaus nicht so, wie Charles D. in seinen Briefen meinte, daß Suter in Kalifornien bald der reichste Mann der Welt, und Kalifornien in zehn Jahren der reichste Mittelpunkt derselben sei, und man angeblich im Tag 20—100 Dollar Gold sammeln könnte, so daß Charles in seiner jugendlichen Begeisterung sich mit seiner Familie dorthin wünschte. Bader wünschte vorerst für seine Arbeit nur seine Frau, die unterdessen in Philadelphia die Küche und englische Sprache erlernen sollte, sobald als möglich als Gehilfin. Diese reiste ihm denn auch nach über Chagres, einen elenden Ort in heißer sumpfiger Lage, dann auf bodenlosen Wegen in giftiger Fieberluft durch das Gebiet verkommener Indianer- und Negerstämme über den Isthmus von Panama, und endlich auf dem Schiff nach San Franzisko. Aber im Jahre 1852 überraschte die Verwandten die entsetzliche Nachricht von der Er-

mordung dieser Frau durch einen Schweden John Jackson, dem Bader auf ihrer Farm unterhalb der Hockfarm Suters am Featherriver Gastfreundschaft gewährt hatte. Die Schilderung dieser Mordtat geschah sehr anschaulich durch den unter dem Eindruck derselben plötzlich heimgekehrten trauernden Witwer. Leider muß auch auf diese, fast wie ein Roman klingende Erzählung verzichtet werden. Nur in knappster Kürze sei das Wichtigste erwähnt.

Unter dem Vorwand, Weideplätze für Ochsen zu suchen, erschien eines Tages ein feingekleideter Mann zu Pferd und erhielt etwas Milch. Acht Tage später begehrte er abends Nachtlager und erhielt auf Wunsch Essen und ein Lager in einem vom Haus abgesonderten Raum. Als Bader andern Tags vom Ausritt, zur Mahd von 60 Acker Gerste Arbeiter zu bestellen, heimkehrte, fand er in seinem Wohnhaus alle Koffer umhergeworfen, aufgebrochen, umgestürzt und deren Inhalt, Gold, Schmuck, Uhr, 200—300 Dollar, gestohlen. Von seiner abends zuvor geladenen Doppelflinte waren beide Läufe abgeschossen, sein sechsläufiger Revolver war geleert. Er rief seine Frau und erhielt keine Antwort. Waffenlos eilte er zur Küche, wo sein Gast ruhig saß und behauptete, die Frau sei nach dem Weiher gegangen. Bader eilte ans Ufer, rief, hörte und sah nichts von seiner Frau, eilte zurück nach dem Stall, sattelte das beste Pferd, um zu den Nachbarn zu reiten, wo er seine Frau auf der Flucht vermutete. Da trat ihm sein Gast mit sechsläufigem Revolver entgegen, drückte los, traf nicht, konnte aber auf dem Pferde Baders flüchten. Dieser sattelte sofort ein anderes, eilte zum nächsten Nachbarn und erhielt Hilfe. Sie kehrten zurück, fanden die Frau kopfüber im tiefen Sumpfe liegen (sie hatte vier Schußwunden und Fingernägeleindrücke am Hals), jagten dem Raubmörder nach und fingen ihn nach kurzer Jagd ein. Von 30 auf dieser Hetzjagd zusammengekommenen Menschen wurde sofort Lynchjustiz gehalten und der Mörder, der auf die an ihn gerichteten Fragen nur mit seinem Namen antwortete, zu so-

fortigem Aufhängen am nächsten Baum verurteilt. Bader verkaufte nach Beerdigung seiner Frau im Begräbnisplatz Suters alle seine Habe zu jedem Preis und verließ unglücklich Kalifornien. Einiges Gold, das er mitbrachte, verschenkte er an seine Verwandten, zahlte auch das ihm für die Reise geliehene Geld zurück und siedelte sich nach einigem Bedenken, ob er nicht nach Europa heimkehren wollte, müde und enttäuscht, mit schwächlicher Gesundheit und oft Erkältungen ausgesetzt, andererseits von der Sonne verbrannt, rüstig und sich stark fühlend, bei seinem Onkel John in Ohio an. Seinen europäischen Freunden ließ er sagen, „er lebet noch". Er bedauerte nur, daß er nicht schon vor vielen Jahren nach Amerika ausgewandert sei. Er starb als 59jähriger am 25. Juli 1873 und hinterließ drei Farmen und aus zweiter Ehe Nachkommen, die glücklich wurden und besonders auch musikalisch begabt waren. Er hätte bei längerem Leben als fleißiger, sparsamer und schweigsamer Mann, der die alten Sitten und Gebräuche aufgegeben und die freien, einfachen der Amerikaner angenommen und alle unvorhergesehenen Widerwärtigkeiten mit Geduld ertragen hatte, wie sein Onkel John ihm einst prophetisch nach Europa geschrieben hatte, sehr reich werden können. Über seine Erlebnisse hätte er, nach seinem Ausdruck in einem Briefe an sein altes, gebücktes und doch noch stets lustiges, zu Späßen mit Kindern aufgelegtes Mütterchen ein Buch: „Drei Jahre in Kalifornien", schreiben können. Er ließ es ungeschrieben. Denn: „Es sei alles eitel."

Jacob J. D.

Einer, dem es gelang, neben Ansehen auch Reichtümer zu erwerben, war ein anderer Neffe und seit 1857 Schwiegersohn des H. D., Sohn des Gemeindepräsidenten und Oberrichters D. in Langenbruck, geb. Mai 1834. Nach dem üblichen Besuch der Gemeindeschule bis 1846 und Bezirksschule Waldenburg nebst Aufenthalt in Neuchatel 1849 und nach einer z. T. beim Onkel S. D. in Basel auf dem Marktplatz

verbrachten Lehrzeit, begab er sich nach dem Tode seiner Mutter 1854 vorerst auf Besuch zum Onkel nach Amerika und siedelte sich dann in Greenville N. J. an.

Er gründete mit einem Freunde in Jersey City eine gutgehende Feuerwerkfabrik und leitete dieselbe 51 Jahre lang mit Erfolg. Im Laufe der Jahre beteiligte er sich an verschiedenen Unternehmungen geschäftlicher Art, wie Eisen- und Zementwerk, Schiffbau, Seidenweberei, Bank, auch an der Gründung neuer Eisenbahnen selbst in Mexiko, mit außerordentlichem Erfolg. Daneben war er auch Mitglied von Erziehungs- und Finanzkommissionen, übte im Zivilkrieg sogar Rekruten ein und lieferte pyrotechnische Waren an die Armee. Für den 4. Juli 1876 hatte er zur Weltausstellung in Philadelphia anläßlich der Feier des hundertsten Unabhängigkeitstages große Bestellungen auszuführen. Ebenso bei späteren öffentlichen Anlässen, wie z. B. Einweihung der Brooklynbridge. Das Urteil des H. D. über ihn ist jedenfalls maßgebend und kann durch keine andern Worte übertroffen werden. Er wird nach einer treffenden Schilderung der Gegend, der Hudsonbay, wo er wohnte, in jeder Beziehung gelobt, er hat alles, was man billigerweise erwarten kann, als Gatte, Vater, fleißiger Haushalter, sowohl in Rechtschaffenheit als in mechanischer Geschicklichkeit. Er ist geachtet und beliebt bei allen, die ihn kennen, vorzüglich bei H. D. und seiner gesamten Familie, die ihn auch in Europa als klug und weise bewunderte. Bei seinen vielen Reisen nach Mexiko, Kalifornien, Kanada und Europa, auf welchen er auch als 75jähriger noch Ägypten und Palästina besuchte, war er das gerngesehene Bindeglied zwischen amerikanischen und europäischen Vertretern der Familie. 1864 versammelte er 60—80 Verwandte an einem Familientag im Falken zu Liestal. Er verfaßte auch eine Familienchronik in Maschinenschrift, der für diese Abhandlung manche Mitteilung entnommen ist.

Alle diese auch von H. D. gelobten Auswanderer waren also jedenfalls weder minderwertig noch gar zu verachten.

Charles D.

Reizend wäre es, nun auch noch H. D. im Spiegelbild seines Sohnes Charles, geb. 20. Juni 1821, gest. 6. Febr. 1854, den er bei seiner Europareise seinen Verwandten auf dem Marktplatz in Basel zur Erziehung übergab, zu betrachten. Der zur Verfügung stehende Raum gestattet es aber nicht, es würde wohl auch zu sehr persönlich, intim. Die zum Teil kreuz und quer und mit selbstgefertigter roter Tinte geschriebenen und deshalb schwer leserlichen Briefe des Sohnes sind denn auch ganz anderer Art als die des Vaters, nicht nur wegen ihres jugendlichen Stiles und der mangelhaft beherrschten deutschen Sprache, sondern auch wegen des Inhaltes. Seine Erziehung bot wegen seiner Kränklichkeit und seiner Charaktereigenschaften jedenfalls Schwierigkeiten. Bei der Berufswahl konnte er sich bei seiner mannigfaltigen Veranlagung und Unentschlossenheit lange nicht entscheiden, ob er Bauer, Kaufmann, Maler oder Arzt werden wolle. Heimgekehrt, trat er dann nach einer gewissen medizinischen Ausbildung während zwei Wintersemestern in Philadelphia in die Praxis seines Vaters ein und gewann durch recht schöne Kenntnisse das Zutrauen des Publikums im ärztlichen Beruf. Er verheiratete sich im Jahre 1845, 24jährig, mit einer Tochter, deren Lob zu singen er nie müde wird, wie sie auch H. D. als gute liebenswürdige Gattin und Mutter beurteilt. In seinem letzten Briefe 1850 sagt er ahnungsvoll: Fünf Jahre können große Veränderungen bringen. Sie brachten ihm tatsächlich den Tod im Jahre 1854, in seinem 33sten Jahre. Seine Mitteilungen über Bildung und Erziehung in Europa, die er vom amerikanischen Standpunkt aus bedauert, sowie über Europa und Amerika überhaupt, auch über seine Verwandten, entbehren nicht origineller Einfälle, sind dagegen wegen einer auffälligen Liebhaberei zur selbst eingestandenen Übertreibung mit starken Gegensätzen von schwärmerischer Begeisterung bis Verachtung, von Sentimentalität und Wehmut bis Witz und selbst Spott, bei jugendlicher Einbildung und voreiligem Urteil

nur mit Vorsicht zu verwerten. Als Amerikaner findet er natürlich alles in Amerika größer als in Europa, nicht nur die Eisenbahnen, sondern auch die Gewitter. Politisch war er einseitiger Republikaner der Whigpartei gegen die Demokraten, vor deren einem er die Verwandten in Europa warnt. Auch vor der Auswanderung Armer warnt er. Sein eigenes Leben, in welchem er, vielseitig begabt, dichtet und zeichnet und auch aus Europa Lithographien und Aquatinten (selbst alte Harnische, sogar von Pferden) bestellt, nennt er einmal, zwischen Himmel und Erde schwebend, einen Traum, ein vielfarbiges Drama, einen unvollkommenen Roman. Trotz oft leidenschaftlich betonter einseitiger Begeisterung für Amerika und Verachtung seiner europäischen Bildung sehnt er sich auch wieder nach der Schweiz, in der Hoffnung, dort seine Tage glücklich zu beenden. Er war ein Detwiller, aber jedenfalls ein anderer als sein Vater. Mit seiner Seele mußte wohl naturgemäß das Detwillerblut in eine neue Welt womöglich harmonischer Verbindung mit einem andern weiter wandern. Das ist so das Loos der Nachkommen.

VII.

Geistige Heimat.

(Schlußwort.)

Nachdem so das Lebensbild dieses gewiß nicht gewöhnlichen Langenbruckers aus seinen Briefen vor unserm Blick mit den Wandlungen von brausend jungem Blut des Studenten[9]) zum Arzt des Auswandererschiffes, vom Ansiedler im neuen gelobten Land zum gelehrten und praktischen Doktor und Pionier der Homöopathie und einem bis in das außergewöhnlich hohe Alter von 92 Jahren allen Lebensgebieten offenen freien Geist entstanden ist, bedarf es wohl kaum noch einer besonderen zusammenfassenden Würdigung dieses ausgebildeten geistreichen, gewissenhaften, liebevollen und tief religiösen Charakters eines Menschenfreundes, dem es nach dem Urteil eines

seiner treuen Freunde so gut ging, wie er es verdiente. Sein Bild, wie die eigenartige Erscheinung eines Brigham Young (unter den Ahnen der Familie befanden sich Täufer), verfehlt gewiß des tiefen Eindrucks auf den Betrachter nicht. Beim Rückblick und Abschied von demselben soll aber doch noch ganz besonders auf seinen Familiensinn hingewiesen werden, dem wir die Briefe und alle die darin enthaltenen reichen Kenntnisse und Urteile seiner Zeit verdanken. Sind doch diese Briefe an seine Verwandten, für welche er einen Teil seiner Nachtruhe und des so nötigen Schlafes opferte, unsere Quellen und gewiß keine gewöhnlichen, sondern eher seltene Aktenstücke. Sie entstammen eben seinem hervorragend ausgeprägten Familiensinn. Es ist gewiß nicht zufällig, daß sein Vater sterbend seinen Namen rief[10]).

Er, dessen Kosename in der Basler Familie einfach Unggle Dokter war, hing auch sein Leben lang mit ganzer Seelenkraft an seinen Verwandten, der Mutter, den Geschwistern, der Frau und den Kindern. Beim allzu frühen Tode seiner Frau übernimmt er mit seiner 16jährigen Tochter an sieben, größtenteils unerzogenen Kindern die Mutterpflichten. Über die Kindererziehung schreibt er einmal seinem Schwager in Basel, dem er seinen ältesten Sohn zur Erziehung anvertraut hatte, nachts 20 Minuten nach 2 Uhr, ganz vorzügliche Ratschläge nieder in der wohl berechtigten Annahme, ihrer beider Temperamente seien ähnlich, und in Erinnerung einer Mitteilung seines Schwagers über die Strenge seines eigenen Vaters. Mit dem Wunsche und der Bitte, daß er als Schwager, Bruder und Freund, verständiger und vorsichtiger Mann und Christ, über die aufrichtige Aussprache nicht zürnen werde, gedenkt er wegen der Wichtigkeit dieser Frage seiner eigenen Strenge gegenüber seinen Kindern und der Folge davon, daß sie sich vor ihm fürchteten, ihm auswichen, ja vor ihm flohen, seinen Augen und Ohren alles verheimlichten und ihn endlich wegwünschten und haßten, was alles nicht sein sollte, wobei er selber in seiner Gemütsart heftiger und in seinem Benehmen barsch wurde. Durch

seine unvergeßliche Frau darauf aufmerksam gemacht, schlug er das ganz entgegengesetzte Verfahren ein, um die unaussprechliche Freude und den herrlichen Trost zu erleben, daß die ihn früher fürchtenden, fliehenden und hassenden, vor ihm zitternden und ihm entfremdeten Kinder die Furcht in Ehrfurcht, die Schüchternheit in gemütliche Offenheit, den Haß in Liebe mit unerzwungenem Gehorsam umwandelten, so daß er nun mit einem bloßen Wunsch mehr ausrichtete als früher mit den strengsten Drohungen und Strafen und selber dadurch jeder heftigen Aufregung vollkommen Meister, alles mit philosophischer Gelassenheit und Ruhe ansehen konnte. Die Entwicklung und der Erfolg seiner Kinder im Leben mit ihren Nachkommen, die bis auf den heutigen Tag in guten gesellschaftlichen Verhältnissen leben, sind Zeugen seiner jedenfalls richtigen Erziehungskunst.

Aber auch am Leben der alten Verwandten in Europa und deren Nachkommen nahm er innig liebevoll Anteil. Die nach seinem Ausdruck mehr als ozeanische Trennung von seiner Mutter ganz besonders, aber auch von den meisten seiner Geschwister, empfand er als Schmerz und wiederholt in Hoffnung auf ein Wiedersehen je und je die freundlichste Einladung zum Besuch, mit allen seinen Angehörigen wetteifernd, ihnen den Aufenthalt angenehm und lehrreich zu gestalten, wie er sich tatsächlich auch derjenigen annahm, die wirklich zu ihm hinüberkamen. Daß er einmal einem solchen Besucher wegen mancher Hindernisse den Aufenthalt nicht angenehmer gestalten konnte, bedauerte er sehr. Bei den andern begnügte er sich mit ihren Bildern in seinen Arbeits-, Schlaf- und Gesellschaftsräumen, alle dem Schutze des Schöpfers empfehlend in der festen Hoffnung auf das Wiedersehen in einem Jenseits ohne Trennung.

Sein letzter Brief an seine Schwester, welche all diese Korrespondenz aufrecht hielt, so daß nach ihrem Tode alle Verwandtschaft erloschen und niemand die Liebe und Freundschaft dieser Frau geerbt zu haben schien (sein Bruder in Langenbruck war ein Schweigsamer), ist ein Beweis von Ge-

wissenhaftigkeit und rührendem Wohlwollen gegenüber der Familie und deren ausgezeichneten Vertreterin[11]).

Und für eine andere Schwester, die in ihrem Alter bei Spittelers in Bern gute Pflege fand, freut er sich, ihr Leben dadurch, wenn auch nicht verlängert, so doch angenehmer gestaltet zu sehen, mit dem ernsten Rat, im Krankheitsfall einen homöopathischen Arzt zuzuziehen[12]).

Bei Geschenken, die gelegentlich stets gewechselt wurden, hob er deren moralischen Wert gegenüber dem innern (sollte wohl heißen: materiellen) besonders hervor. Aber auch alten Freunden und deren Nachkommen, wie auch der Heimatgemeinde und dem Kanton Baselland schenkte er ungeteiltes aufrichtiges Interesse. 1847 verunmöglichten nur die mit Beschlag belegten Schiffsräume eine beabsichtigte Sendung von Weizen an arme Leute von Langenbruck.

An den Wirren des Heimatkantons nahm er lebhaften Anteil, obschon er den Krieg als Reliquie von Barbaren verabscheute. In diesem Zusammenhang findet sich in den Schriftstücken auch die Kopie einer sehr guten Schilderung aus der Feder seines Schwagers über den 3. August 1833, kurz nach den Ereignissen niedergeschrieben, die vollständig übereinstimmt mit den historisch bekannten Berichten von Bernoulli, Birmann, Weber, bis auf die Einzelheiten der Zahlen, der Mannschaften und Geschütze, allerdings außerdem mit einem einzigartigen, bisher unbekannten, trotz eifrigem Nachsuchen und persönlichem Nachfragen in keiner öffentlichen Darstellung gefundenen Zitat, daß der Pole Oberst Cloß in Liestal der Kriegskommission den Rat erteilte, die Landschäftler sollen die Basler bei Schillingsrain erwarten und dann dort vollständig vernichten. Dieser Rat wurde zum Glück für die Basler offenbar nicht befolgt. Diese gewiß merkwürdige Mitteilung ist darum glaubwürdig, weil Oberst Cloß durch Heirat zur Familie gehörte und der Schwager als früherer Landschäftler den Feldzug mitmachte[13]). Freilich war er nicht bei den Kämpfenden, sondern, um nicht gegen seine Verwandten schießen zu müssen,

als Krankenwärter eingereiht. Aber er kehrte, obschon zu seinem Glück selbst unverwundet, doch von der Behandlung Verwundeter blutüberströmt und mit durchschossenem Tschakko heim und soll damals plötzlich ergraut sein.

In der Folge interessierten den H. D. auch der Sonderbundskrieg und die Jesuitenfrage. All diese Erkundigungen und die interessierte Anteilnahme an der alten Heimat beweisen, daß der Amerikaner den Schweizer und gar Langenbrucker noch stets im Busen fühlte. —

Obgleich also unser Held einst im jugendlichen Freiheitsdrang die alte Heimat verlassen und eine unbekannte weitere Welt als neue Heimat gefunden und im Blick auf diesen erweiterten freien Horizont die heimatlichen Verhältnisse als eng und rückständig beurteilte, gar belächelnd verachtete, das Baseldytsch ja verabscheute und nicht wie sein Sohn als letzten Wunsch äußert, seine Tage in Europa glücklich beenden zu können, so beweisen doch seine Briefe an die lieben Verwandten in der alten Heimat als gewiß seltene Aktenstücke seine rührende, nicht gewöhnliche Anhänglichkeit an die Familie, mit der unauslöschlichen Sehnsucht nach einem Wiedersehen der geliebten Angehörigen in der alten oder neuen Heimat oder dort, wo keine ozeanische Trennung mehr stattfindet.

Somit schließen diese Betrachtung des Lebens eines Langenbruckers, des Onkels in Amerika, am ehesten einige Strophen aus einer mir vor Jahren von einem Großsohn des H. D. geschenkten, dort beliebten Gedichtsammlung in pennsylvanischer Mundart von H. Harbaugh's (dessen Urgroßvater 1736 auch aus der Schweiz nach Amerika ausgewandert war) Harfe (reformed church publication board, Philadelphia 1870):

„The old school-house at the creek."

Let those who dream of happier scenes,
go forth those scenes to find;
They'll learn what thousands have confessed,

that with our home our heart's true rest
Is ever left behind.

und

„Heemweh":

Dort (in der ewgen Heemet) is'n schee', schee' Vaterhaus,
dort geht m'r nimmeh fort;
es weint kee' guti Mammi meh'
in sellem Freideort.
Kee' Dady such meh' for'n Grab,
wo, was er lieb hat, liegt:
Sell is kee' Elendwelt wie die,
wo alle Luscht betriegt;
dort hat das Lewe ewiglich
iwer der Dodt gesiegt.

Anmerkungen.

1) Amerikanischer Ahorn — ob von dieser Ahornart der bei den Amerikanern so beliebte Zuckerahornsaft gewonnen wird oder von einer andern?

2) Die Angaben wurden durch einen Basler, der in Amerika seit Jahren Farmer ist, gütigst überprüft. Einige seiner Bedenken gegen zweifelhafte Behauptungen sind durch ? gekennzeichnet.

3) Heute tut das der „Binder", eine sehr komplizierte Maschine, die kein Knabe bedient.

4) „Täglich während der Heu-, Frucht-, Öhmd- und Welschkornernte waren Arbeit und Mahlzeiten folgendermaßen eingeteilt:

Morgens, wenn die Sonne eine Stunde über Berg und Tal ihren Glanz verbreitet und (in der Fruchternte) der Tau so ziemlich verschwunden, verläßt die Masse der Arbeiter den mit frischem und geräuchertem Fleisch, mit Schinken, Wurst und Fischen, mit Weizenbrot, Butter, Äpfellatwergen, Zuckersirup, gebackenen Kuchen, mit Gußtorten, sauren eingemachten Gurken, dergleichen roten Rüben, starkem Kaffee beladen gewesenen Tisch, Frühstück genannt, gehen an die Arbeit und schaffen recht tüchtig drauflos, bis sie einmal durch das Feld sind; alsdann wird frisches Wasser, und wer will, auch Branntwein getrunken; um 9 Uhr muß der Magen doch auch wieder Erquickung haben. Zu diesem Zwecke wird nun Brot, Butter, Latwerge,

Sirup, saure, gesalzene Gurken, rote Rüben, Torten, Zucker und andere Kuchen herbeigebracht, zum Getränk bei einigen Kaffee, bei den meisten aber Branntwein, Cidre und Wasser. Nach diesem sogenannten 9 Uhr-Stück wird wieder recht brav drauflos gearbeitet und getrunken, wie vor demselben. Um 12 Uhr werden die Hörner geblasen, wo Arbeiter zum Mittagessen zu rufen sind. Diesem bekannten, übrigens willkommenen Ruf Gehör leistend, verfügen sich alle munter und Scherz treibend nach dem Hause, für dessen Besitzhaber (sic) sie so fleißig gearbeitet und, nachdem ein Mittagsmahl, bestehend aus Fleisch, Reissuppe oder Kaffee, gekochtem Rindfleisch, Kalbfleisch, gebraten und in Sauce, Würsten, Schinken, gedämpften und gefüllt gebratenen Hühnern, Torten und Kuchen, Auflauf von Reis, Butter, Brot, Latwergen usw. usw. eingenommen und mit Cidre, das ist Äpfelwein oder Cidre royal, das ist Äpfelwein mit Branntwein vermischt, gehörig hinuntergespült worden, bietet der gute Wirt Zigarren zum Rauchen und Kautabak zum Kauen an. Jeder geht nun, wo er will. Die einen legen sich auf die Betten des Wirts und schlafen bis 2 Uhr, wo alsdann der um 12 Uhr so gern vernommene Ruf des Horns die Arbeiter zur Tätigkeit auffordert usw. Nun wird wieder geschafft und getrunken wie vormittags bis 4 Uhr; dann wird gegessen und getrunken wie um 9 Uhr vormittags. Nach diesem sogenannten Viertel Uhr-Stück wird wieder tüchtig drauflos gearbeitet, getrunken und hie und da schon etwas gesoffen bis gegen Sonnenuntergang, wo alsdann der jetzt wieder angenehme Ton des Horns zu einem ebenso frugalen (ironisch?) Nacht- als Mittagessen einladet, bloß mit dem Unterschiede, daß beim Nachtessen durchgängig Kaffee getrunken wird. Die vom Schweiße triefenden Arbeiter haben einige 1 bis 2 Meilen weit nach dem Nachtessen zu laufen, um andere Kleider anzulegen, oder legen sich mit vollem Kopf und Magen, vom Schweiße durchnäßt, in ein Bett usw. Wie kann es also bei solcher Lebensart fehlen, den Ärzten Beschäftigung zu geben? Obschon zwar die meisten im Essen und Trinken Mäßigkeit besitzen — indem die oben genannte Kost nichts Neues, sondern mehrteils etwas Gewöhnliches ist —, so erzeugt doch das Trinken und zu starke Arbeiten bei der großen Sommerhitze eine Menge Krankheiten usw."

[5]) Die in dieser Darstellung maßgebenden Einheiten sind:

Längenmaße: 1 Fuß = 12 Zoll (inches) = 0,30479 m. 1 Yard = 3 Fuß = 0,91438 m. 1 Rute (Routhe) Landmaß = 15 Fuß = 4,57185 m. 1 Meile = 5280 Fuß = 1609,315 m.

Flächenmaße: 1 Acre = 160 Quadratpoles, 1 Quadratpole = 30¼ Quadratyards, 1 Quadratyard = 9 Quadratfuß, also 1 Acre = 43,560 Quadratfuß.

Hohlmaße: 1 Bushel = 35,23715 Liter. Das Gewicht des Bushel

ist je nach Getreideart und Körnern verschieden. Bei Weizen 60 Pfund, Hafer 33 Pfund, Mais 58 Pfund, unabgeschält mit Kolben 70 Pfund, Buchweizen 42 Pfund oder auch 48 Pfund.

Gewichte: 1 Pfund = 12 Unzen = 32 Loth (Nürnberg) = 453,6 gr. 100 Schweizerpfund (à 500 gr) = 110,23 amerik. Pfund, 100 amerik. Pfund = 90,7 Schweizerpfund.

Münzen: 1 Adler (Eagle) in Gold = $ 10, wiegt 270 Grains = 17,469 gr.

1 Dollar Silber = 100 Cents, wiegt 416 Grains = 26,915 gr., 4 Dollars 60 = 1 französische Louis d'Or oder Guinee, 1 Dollar 10 = 1 französischer Taler = Fr. 6.—, 0,93 3/4 Dollar = 1 französ. Ecu = Fr. 5.—.

1 Dollar = 1 spanischer Piaster (wohl mexikanischer Dollar).

Die Angaben sind durch Herrn Prof. Dr. F. F., Basel, nach Bernoullis Vademecum von 1844 gütigst korrigiert.

6) Schon sein Vater hatte das Bedürfnis, diesen im Grunde aristokratischen Demokratenstolz vor Thronen zu bekunden. Den König von Württemberg kam er von Langenbruck her (damals eine Reise), bei dessen Anwesenheit in Basel im Hotel Drei Könige besuchen, da er einst als Vertrauensmann der Viehbesitzer in Stuttgart gewesen. Er bot dem König die Hand mit den Worten: „Das isch schen von Eich, Her Kenig, aß ihr au emol in d'Schwitz ko sit. Hoffetlich gfallts Eich."

7) Vgl. Joh. Aug. Suter in gesammelte Schriften von M. Birmann (1893); die Amerikaner schreiben Sutter und sprechen den Namen auch so aus.

8) Merkwürdig fügt es sich, daß einer seiner Großsöhne, William, 1932 doch in Seattle tätig ist, freilich als Arzt.

9) 1836 wurde er gelegentlich seines Besuches in Langenbruck im Bären von seiner Schwester B. nur an der Stirnnarbe erkannt, die er offenbar von einer Mensur her davontrug.

10) Eine spätere, weniger zuverlässige Familientradition will freilich von dieser okkulten Telepathie nichts wissen, indem sie das letzte Wort des sterbenden Vaters als eine ganz geschäftliche Bemerkung über einen Kauf auf dem Viehmarkt deutete: „I ha in Bern 2 Öchsli kauft."

11) Diese jedenfalls seltene Frau wird von einer jetzt noch lebenden über 90 Jahre alten Nichte in dankbarer Erinnerung zur Jugendzeit durch sie erfahrener verständnisvoller Güte mit höchster Verehrung eine edle liebevolle Frau, ein Engel genannt.

12) Bei der Krankheit eines Neffen bedauert er, aus der Ferne leider nicht helfen zu können, veranlaßt aber einen Freund, auf dessen

Schweizerreise zur genauen Untersuchung des Kranken und zur Übermittlung des Krankheitsbildes. Einen andern nach Europa reisenden Freund bittet er unter Bedauern, es nicht selbst zu können, an seiner Statt die Verwandten zu besuchen, unter die Kinder der Geschwister, deren genaues Namensverzeichnis er verlangt hatte, mitgegebenes Geld zu verteilen und den Rest der Mutter zu übergeben. Für seine Taufpaten soll einmal seine Schwester auf seine Kosten unabhängig vom Preis recht Schönes kaufen. Eine beabsichtigte Geldunterstützung seiner Verwandten verhinderte nur großer Verlust bei seinen Unternehmungen.

[13]) Da von diesem Kriegsplan die anerkannten wissenschaftlichen Geschichtsschreiber nichts wissen, ist er wohl nicht amtlich, sondern nur im Familienkreise geäußert worden.

Quellennachweis.

Briefe des Dr. H. D. U. S. A. (John D. u. a.) im Depositum Pfr. H. F., Staatsarchiv Baselstadt.

Historisch-biographisches Lexikon.

Ursprung der Familie D. von E. Seiler-La Roche. (Handschrift.)

Stammtafel der Familie Dettweiler. Bremen 1915, G. Dettweiler.

History of the family D. (Handschrift) von J. J. D.

Nekrolog über Dr. H. D. in einer amerikanischen Zeitung 1887.

Häser, Lehrbuch der Geschichte der Medizin, § 728.

Allgem. Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste, S. 280—337 Dr. Thon. Leipzig 1833, Brockhaus.

Prof. Dr. K. Baas, Gesundheitspflege im Mittelalter Basels.

Prof. Dr. Burckhardt-Friedrich, Geschichte der medizinischen Fakultät der Universität Basel. Basel 1460—1900.

Bernoulli, Aug., Die Dreißigerwirren des vorigen Jahrhunderts im Kanton Basel. Basel 1910.

Birmann, M., Gesammelte Schriften 1893: I. Bd.: Joh. Aug. Suter; II. Bd.: Der dritte August.

Weber, K., Die Revolution im Kanton Basel 1800—1833. Liestal 1907.

Weber, K., Entstehung und Entwicklung des Kantons Basellandschaft, in Bd. 2 der Geschichte der Landschaft Basel und des Kantons Basellandschaft, S. 455—457.

Dem Basler Staatsarchiv und dessen Beamten sei für die stets bereitwillige, sachliche und freundliche Hilfe aufrichtigst gedankt.